

# Unterhaltungs = Blatt.

Beilage

zur Preßburger = Zeitung No. 95.

Freitag, den 1. Dezember 1826.

---

## Bildliche Darstellung der Lebensperioden.

**W**arum hat das Kindesalter, jene glückliche Zeit, wo am ersten Frühlingmorgen des Lebens uns die Welt so freundlich anlacht, einen so eignen Reiz? Ist es der Nachklang eines glücklichern, uns nun verschwundenen Traumes, aus welchem wir erwachen, oder ist es, daß jener Abglanz des Göttlichen sich verherrlicht, welcher am reinsten über dem Stillen und Göttlichen schwebt? Glückliche Zeit! Sie umlacht uns wie die Morgenröthe eines beständigen Frühlings, dessen heiteres Grün keine Spur eines schon vorübergegangenen Herbstes unterbricht! Am klaren Quell des Lebens, in welchem sich der Himmel noch in seiner schönsten Bläue, in seiner Reinheit abspiegelt, unter Blumen erwachen wir. Beim Anblick des klaren Himmels ergreift uns noch nicht die Sehnsucht nach oben; die Welt und die nächsten Umgebungen, ach, oft eine Kleinigkeit, macht uns so glücklich! Der Sinn strebt noch nicht über den nächsten Hügel hinaus, wir erkennen in der Natur nur die Blüthen, und das Leben erscheint uns unter dem Bilde eines klaren Bachs, der durch blumige Wiesen, unter Blüthenbäumen dahin eilt. Doch der klare Bach erwächst bald zum Flusse, und

führt uns immer tiefer in die Welt. Die Stunden der Morgenröthe sind bald entflohen, die grünen Hügel sind so bald entschwunden; aber immer heiterer und herrlicher strahlt die immer höher steigende Sonne; noch blühen die Blumen am Wege des Jünglings.

Der grünende Pfad, durch keine Klippen und kein Ungemach unterbrochen, schlängelt sich durch lachende Auen. Und wenn die nächsten Umgebungen, wenn die Kinderstube, der elterliche Garten hinterm Hause, wenn die Hügel, welche das liebliche Thal begrenzen, worin wir wohnen, unsere Welt sonst war, und die Sehnsucht des Kindes nicht über jene Berge hinausragte, so stürmt das Gemüth des Jünglings hinaus in die Welt. Wenn sich in den Stunden des glänzenden Mittags die Welt so frei und schön dem innern Sinne entfaltet, wo ist da die Grenze seines Strebens? Seine Sehnsucht übersteigt die Hügel, welche die heimathliche Flur umschlossen, selbst die blauen Berge, welche am entfernten Horizonte ragen, kein Fluß, keine Klippe ist ihm ein Hinderniß; hinaus in die Weite ergießt sich sein wildes Streben. Wer führt ihn aber zurück? Wer gibt ihm den Frieden, welchen die äußere Welt nicht gewährt? Wann legt er den Wanderstab zur Seite, wann glaubt er seine Heimath gefunden zu haben? Es ist jene jugendliche Liebe, in der jenes tiefe Sehnen erlischt. In jener Zeit, wo die Lilie mit der Rose sich vermählt, breitet die reine Liebe ihren Zauber über uns aus. Da bedarf der vollkommen selige Sinn nicht mehr der Welt außer sich, der Himmel ruht in unsrer eignen Brust, wir finden ihn in der einsamen Hütte, finden ihn wieder im friedlich kleinen Thale, finden ihn überall, wo die reine Liebe unser Herz beglückt.

Vergessen ist auf Stunden, Monate, Jahre die Welt außer uns. Doch unvermerkt schleichen die Stunden des Mittags vorüber, vorüber jenes liebliche Eden der ersten Jugendliebe. Wir wollen Früchte sehen von den Blüthen, welche unsern Geist schmücken. Es liegt noch ein anderes Sehnen in der Brust des zum Manne reisenden Jünglings. Er fühlt seine Kraft, will sie äußern im Leben, rüstig eingreifen in das Thun und Treiben der Menschen; er will das Ideal, das in ihm wohnt, verwirklichen, und eine schöne Zeit für die Menschheit herbeiführen. Vergebens ist oft sein Ringen und Streben. Die Welt will ihn nicht verstehen, stößt ihn oft unfreundlich zurück und wenige Blüthen bilden Früchte, noch weniger kommen zur Reife.

Unter solchem vielfältigen Streben sind die Stunden des Mittags gänzlich vorüber. Von der sinkenden Sonne beleuchtet, ruhet die Flur. Die Blüthen, welche einst unser Gemüth erfreueten, sind verwelkt. Auf der herbstlichen Flur blühet noch einsam mit der Farbe des Abendroths die späte Zeitlose, deren Früchte erst in einem andern Frühling reifen. Immer farbener, immer matter werden die Strahlen der hinuntersinkenden Sonne. Dunkel umfängt die Gegend. Bild meines Lebens, seufzt der zum Greise gealterte Mann, legt schweigend seinen Wanderstab zur Erde nieder, und blickt mit heiliger Sehnsucht zum Himmel, wo schon leuchtende Welten aus ungemessenen Fernen nach und nach am dunkelnden Horizonte emporsteigen. „Wird dort,“ denkt er, „meine Sehnsucht gestillt?“ Und immer dunkler wird die Gegend; doch hoch über den Flug der Wolken, von ewigem Schnee um-

hüllt, aber von den letzten Strahlen der Sonne beleuchtet, glänzen die Gipfel des fernen Hochgebirges ins Thal. Ein Sinnbild des Unvergänglichen und Ueberirdischen. Und der Greis rafft seine letzten Kräfte zusammen, er will jene Gipfel erreichen, aber der Weg ist gefahrvoll, Klippen und Felsen zerreißen den eilenden Fuß.

Und das innere Streben ermattet endlich von dem letzten Theil des Weges. Am diesseitigen Ufer des Stromes, welcher das Gebirge von ihm scheidet, sinkt er ermüdet nieder unter dem Kreuz des Erlösers. In ihm erkennt das Gemüth, daß die Heimath alles Sehens, die uns bisher geführt, nicht auf Erden sei. —

Eile denn hinab, Strom des Lebens, wo deine Wellen in das Meer der Ewigkeit fließen. Wird doch dort die innere Gluth sich kühlen, werden doch jenseits alle Wunden heilen! Blühe denn ab, arme Zeitlose, einzig späte Blume, welche keinen Saamen trägt. Deine Früchte, du wunderbare Blume, wird jenseits ein neuer Frühling reifen. Und was nimmst du mit hinüber in das andere Leben, grauer Wanderer? Die Träume deiner Jugend blieben unerfüllt, die Welt der Poesie und das hohe Künstlerideal, noch mehr das himmlische Wesen der Gottheit, das so oft zu deinem Herzen sprach, wollte nicht einheimisch werden im Gedränge des Lebens. Das, was wir oft für unser Eigenthum gehalten, hat das Schicksal, dessen freie Gaben es gewesen, zurückgenommen. Das, was wir für die Ewigkeit zu bauen wähten, ist in Trümmer zerfallen, hat die undankbare Welt vergessen. Was nimmst du also mit hinüber in jene Welt? Es ist der Wille

fürs Gute, das Hochgefühl der Tugend, die hohe Begeisterung für alles das, was schön und göttlich ist, das unermüdlige Streben, fromm und gottgefällig zu leben, das wir bis zum Grabe immer rein und lauter erhalten, ja alle die Handlungen, die wir in reiner, herrlicher Absicht unternahmen, alles das, was wir unverschuldet duldeten für unsere Mitmenschen; jedes Opfer, welches wir dem allgemeinen Besten brachten, stehet glänzend auf dem Buche der ewigen Vergeltung bei Gott geschrieben. „Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen des Herrn thut, bleibet ewiglich.“

Das denk ich immer, ist das Ewige,  
Das weder wechselt, noch zerstört kann werden,  
Das heilige Gesetz in unsrer Brust.

Nimm denn hinweg, Zeit, die Trümmer unsers irdischen Daseins, und laß uns, so dein ewiges Gesetz gebeut, leicht und schmerzlos in dem lang ersehnten Vaterlande ankommen!

---

Urtheile bekannter, größtentheils auch berühmter Schriftsteller, über Geistesfähigkeit und Schriftstellerei des weiblichen Geschlechts.

(Fortsetzung von No. 93. d. Bl.)

VIII. Das weibliche Geschlecht kann und darf, seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach, mit dem männlichen nie die Wissenschaft, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit demselben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es sich wohl noch gefallen, daß sein Geschmack beleidigt wird; wenn

nur der innere Gehalt den Verstand entschädigt. Gewöhnlich ist es ihm nur desto lieber, je härter die Bestimmtheit hervortritt, und je reiner sich das innere Wesen von der Erscheinung absondert. Aber das Weib vergibt dem reichsten Inhalte die vernachlässigte Form nicht; und der ganze innere Bau seines Wesens gibt ihm ein Recht zu dieser strengen Forderung. Dieß Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen das schöne Geschlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was nicht zu dieser spricht, oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren. Freilich kann ihm in diesem Canal nur die Materie der Wahrheit, nicht aber die Wahrheit selbst überliefert werden, die von ihrem Beweise unzertrennlich ist. Aber glücklicherweise braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um seine höchste Vollkommenheit zu erreichen; und die bisher erschienenen Ausnahmen können den Wunsch nicht erregen, daß sie zur Regel werden möchten. Das Geschäft also, welches die Natur dem andern Geschlecht nicht bloß nachließ, sondern verbot, muß der Mann doppelt auf sich nehmen, wenn er anders dem Weibe in diesem wichtigen Punct des Daseyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird also so viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abstraction, wo er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung, wo das Weib zugleich Muster und Richterin ist, hinüber zu ziehen suchen. Er wird, da er in dem weiblichen Geiste keine dauerhaften Pflanzungen anlegen

kann, so viele Blüthen und Früchte, als immer möglich ist, auf seinem eigenen Felde zu erzielen suchen, um den schnell verwelkenden Vorrath auf dem andern desto öfter erneuern, und da, wo keine natürliche Ernte reift, eine künstliche unterhalten zu können. Der Geschmack verbessert oder verbirgt den natürlichen Geistesunterschied beider Geschlechter; er nährt und schmückt den weiblichen Geist mit den Producten des männlichen, und läßt das reizende Geschlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genießen, wo es nicht gearbeitet hat.

(Schiller)

IX. Die Natur wollte das Weib zu ihrem Meisterstücke machen, aber sie vergriff sich im Thone; sie nahm ihn zu fein. Sonst ist alles besser an ihnen, als an uns.

(Lessing.)

X. Der Unterschied in den moralischen und geistigen Anlagen der beiden Geschlechter ist ein Unterschied des Grades — des Mehr oder Minder. Beide, Mann und Weib, sind Menschen. Die Grundzüge der menschlichen Anlagen finden sich in beiden, da beide Wesen Einer Gattung sind. Dieses Mehr oder Minder gibt aber der Unterscheidungszeichen genug. Es ist genug, wenn im Allgemeinen einige Anlagen und Eigenschaften sich stärker und hervorstechender bei dem einen Geschlechte, und andere hinwieder bei dem andern Geschlechte finden. Und diese hervorstechenden Eigenschaften sind das Characteristische des Geschlechts. Anhänglichkeit, Sanftmuth, zarte und tiefe Empfindung, Freiheit des Geistes sind im Allgemeinen die hervorstechenden Anlagen der Weiber; Stärke des Geistes, die sich in den Verbindungen mehrerer Ideen, in dem

Festhalten und den Folgerungen aus den Verbindungen der Ideen beweiset; hoher anhaltender Schwung der Einbildungskraft, thätiger Muth des Characters hingegen, die Anlagen, wodurch sich die Männer auszeichnen. Diese genannten Anlagen des andern Geschlechts geben deutlich genug seine Bestimmung zum häuslichen Leben an. (Brandes.)

(Fortsetzung folgt.)

### M i s s z e l l e.

Man verbraucht jährlich in Paris 69,000 Ochsen, 380,000 Schafe; es werden daselbst für 1 Mill. Auster und für 4 Mill. Geflügel verzehret. Eine so volkreiche Stadt von solchem Umfange, wie Paris, hat auch ihre eigenen Bedürfnisse und Leiden. Der Aufenthalt in einer Hauptstadt, die daselbst herrschenden Leidenschaften und Laster vermehren die Ursachen des Wahnsinns. In Paris werden hauptsächlich die Frauen von dieser schrecklichen Krankheit befallen, und unter ihnen vornehmlich diejenigen, welche, unablässig mit Luxusgegenständen beschäftigt, dazu verdammt sind, diese erkünstelten Bedürfnisse beständig vor Augen zu haben, ohne sich dieselben verschaffen zu können. Unter 2641 Wahnsinnigen, die seit 6 Jahren in der Salpêtrière verpflegt wurden, zählte man 755 Mättherinnen, 463 Kammermädchen und andere Mägde, 104 Stickerinnen, und 116 herumziehende Krämerinnen. Darunter waren nur 18 aus Liebe wahnsinnig geworden. Von 1763 im Bicêtre verpflegten männlichen Wahnsinnigen waren 76 es aus Liebe geworden, 134 aus Ehrgeiz, und 78 in Folge politischer Ereignisse.

### N ä t h f e l.

Suche im Ganzen kein Ganzes, auch nicht in der Ersten der Sylben,  
Selbst auch die Zweite erscheint meistens Dir  
nur als ein Theil.